

## Alltag im Dorf

1 Anfänglich konnte ich, da ich die Sprache nicht ausreichend beherrschte, nicht einmal etwas fragen. Wenn ich die Männer vom Jagen heimkommen sah, ging ich zuerst mit meiner großen Waage hin, hob ein Gürteltier, einen Ameisenbär oder ein Pekari, das sie gerade auf den Boden geworfen hatten, auf und wog es – ohne mich darum zu scheren, wie lästig oder peinlich das war. Während ich wog, standen alle lachend um mich herum und fragten sich zweifellos, was um alles in der Welt ich bloß anstellte. Sie wussten nicht, was „wiegen“ ist. Sie wussten nicht, dass ich das erlegte Wild an eine „Waage“ hängte. Sie hatten nie etwas von Kilos und Pfunden gehört. Es brauchte nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, was ihnen durch den Kopf ging. Sieh dir doch den Nabuh an. Er nimmt dieses seltsame Ding und bindet es an einen Hauspfosten, dann nimmt er das Pekari und hängt es dran, mitten im Dorf. Dann schaut er es mit zusammengekniffenen Augen an und macht kleine Zeichen auf Blätter.

„Eou, Shori“, sagten sie dann, „was machst du da?“

„Ich wiege das Tier. Ich schaue, wie schwer es ist.“

Das konnte ich so natürlich nicht auf Yanomami sagen. Als ich das Wort gelernt hatte, konnte ich bloß sagen: „Schwer?“ – Sie haben kein Wort für „wiegen“. Darauf antworteten sie dann in ihrer Sprache: „Wo

liegt das Problem, Shori? Warum hebst du es nicht hoch, dann merkst du, wie schwer es ist.“ Bevor ich das Wort für „schwer“ kannte, habe ich bloß gelacht und die Tiere an die Waage gehängt. Die ganze Zeit haben alle gekichert, gedeutet und laut herausgelacht. Sie hatten schon einige ziemlich unverständliche Dinge gesehen, seit ich hergekommen war, aber das übertraf alles, was sie wohl von mir erwarteten. Dennoch, solange ich nichts kaputt machte, warum nicht? Der Nabuh will das Pekari dort an den Haken hängen? Meinetwegen, es ist merkwürdig, aber pah, was macht das schon?

Ich musste jedes Stück Wild wiegen, das in das Shapono kam. Außerdem musste ich versuchen, die Leute selbst auf die Waage zu kriegen. Ich wollte sie alle wiegen, damit ich den Energieumsatz messen und die Proteineinnahme pro Kilo Körpergewicht bestimmen konnte. Ich hatte dafür eine normale Hauswaage, aber es war ein kühnes Unterfangen, sie dazu zu bringen, sich darauf zu stellen. Zum einen war es unendlich komisch. Es war schon seltsam, die Tiere aufzuhängen, aber das war nun echt verrückt. Zum anderen konnten sie einfach nicht darauf stehen bleiben. Wenn ein Fuß drauf war, glitt der andere wieder ab. Sie stellten den einen Fuß vorn auf die Waage und den anderen auf den Boden oder beide Füße vorn auf die Waage. „Kommt her“, hätte ich gerne gesagt. „Stellt euch zu mir, ich werde euch

zeigen, wie es geht. Tut einfach einen dahin, so, dann den anderen hierhin, so.“ Aber ich musste es pantomimisch erklären. ...

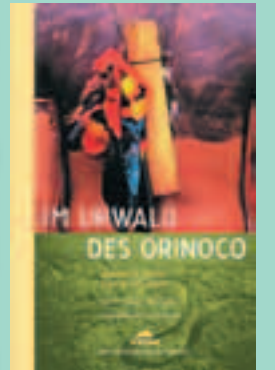
Als ich nun meine Arbeit wirklich ernsthaft in Angriff nahm, wurde ich im Endeffekt aufdringlich für sie, anstatt dass sie mir auf die Nerven gingen. Aber sie waren ziemlich tolerant, und meist lachten sie einfach oder machten Witze darüber. Sie hielten mich allmählich für eine Art Tanzbär, eine unterhaltsame Abwechslung.

Das machte mir nichts aus, zumindest nicht im Anfangsstadium meiner Beziehungen zu ihnen. Eine Möglichkeit, mit ihnen ins Gespräch zu kommen oder Spannungen abzubauen, war das Lachen und Scherzen, also lachte ich und spielte ihnen etwas vor. Ich vollführte ein Tänzchen oder machte irgendjemanden nach. Erst glotzten sie, dann platzten sie los. Sie hatten so etwas noch nie im Leben gesehen. Kein Yanomami würde je so etwas tun. Derartige Vergnügungen gehörten nicht zu ihrer Welt. Da gab es einen Mann, der sich vor kurzem den Knöchel verstaucht hatte und hinkte. Als ich seinen Gang nachmachte, platzte das ganze Shapono vor Lachen, und der betreffende Mann lachte am lautesten von allen. Die ganze nächste Woche wollten sie jeden Tag diesen Auftritt sehen – selbst als der Knöchel geheilt war. Es hatte den Anschein, als wäre es das Lustigste gewesen, was sie je gesehen hatten. Ich war der Hofnarr, der Dorftrottel. Aber das ging

in Ordnung. Anstatt mich nur anzustarren und für weiß Gott was zu halten, zeigten mir alle ihre Zuneigung und wollten mich um sich haben.

Das war ganz in meinem Sinne. Endlich entwickelte sich ein guter Draht zu ihnen, die Beziehungen knüpften sich an, und ich fühlte mich entspannter. All dies bedeutete, dass es von nun an einfacher sein würde, Kontakte aufzunehmen und zu lernen. Ich wusste, sie akzeptierten mich, wenn auch auf eine sehr spezielle Weise. Sie dachten nicht dauernd, o nein, da kommt der verdammte Kerl schon wieder.

Bei meinen Runden durchs Dorf ging ich zu jeder Feuerstelle und beobachtete, was sie gerade taten. Dabei sah ich, wie sie die Bananen zubereiteten, wie sie sie über dem Feuer rösteten. Ich fand heraus, dass es noch anderes Essen gab, und fragte sie, was es sei. „Weti?“ Dann sprachen sie mit mir, was ich nicht verstand. Doch wenn sie mich sahen, dachten sie dabei immer auch an Handelswaren, und so hörte ich die Worte für „Topf“, „Angelhaken“ oder „Buschmesser“. Darin lag ein gewisser Humor. Ich wollte was von ihnen, und sie wollten was von mir. Und beide Seiten kamen auf ihre Kosten. Bei all meinen unzähligen Fragen dachte ich im Hinterkopf stets: „Was isst er gerade? Wie viel isst er hiervon? Wie viel davon?“ Bei ihnen lief zweifellos das Gleiche ab.



2 **Im Urwald des Orinoco**  
von Kenneth Good und David Chanoff  
(Frederking & Thaler 2002,  
Seite 65–68)

*Der junge amerikanische Anthropologe Kenneth Good soll bei den Yanomami-Indios am oberen Orinoco Feldforschung betreiben – einem Volk, das in der Wissenschaft als besonders kriegerisch gilt. Doch der „Nabuh“, der Fremde, wird in seiner Dorfgemeinschaft freundlich aufgenommen. Er lernt die Sprache der Yanomami und beginnt langsam, Lebensgewohnheiten und Riten dieser venezolanischen Ureinwohner zu verstehen. Aus dem Beobachter wird allmählich ein vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft.*